

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1938-1939)
Heft: 10

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

Zum Tode Maria Wasers

Mit feierlichem Dreiklang schloss dieses Leben: am 15. Oktober der abendliche Glockenton des 60. Geburtstages, im Dezember die festliche Huldigung der Stadt Zürich, in welcher die Dichterin den Kranz für ihr Werk empfing. Im Januar der Tod mit seiner Ehrung. Wer vermöchte darin nur Zufall zu erblicken? Es war ein Vorzug der Griechen, in Ahnungen und Bildern zu leben. Maria Waser hat sich deutlich genug zum Griechentum bekannt, um uns spüren zu lassen, dass auch ihr Leben sinnbildlichen Fügungen offen war. Und dass sie dies nicht unbewusst erlebte, sondern mit ihrem lichten Geist erkannte und anerkannte, das kündigt auch dem Nichteingeweihten schon der Titel eines ihrer letzten Bücher: „Sinnbild des Lebens“.

Wiege und Grab, diese Zeichen, die für Anfang und Ende eines Menschenlebens stehen, mit festlichem Lächeln so nah zusammenrücken, dass man kaum weiss, was noch zum einen, was schon zum andern gehört — mir scheint, diese symbolische Gebärde war Maria Wasers letzte Kunde. Ein Werk ohne Worte, aber voller Sinn. Das Wirken eines schöpferischen Menschen reicht zum Glück weiter als man absehn kann.

Nicht Form und nicht Musik geben dem Werk Maria Wasers den Atem, sondern Gedanke und Herz. Wäge jeder Einzelne das Gewicht dieser Dinge, denn ein Wertmass gibt es nicht.

Es war hie und da, laut und leise zu hören, das Bildungsmässige und Intellektuelle habe im Werk dieser Frau das Dichterische behindert. Man vergisst scheinbar, dass allein eine Gestalt wie das Jätvreni aus dem Erzählband „Von der Liebe und vom Tod“ nur einem Dichterblut und nicht einer Bildungswelt seine Geburt verdankt. Man ist undankbar gegen das wunderbare Geschöpf der „Anna Waser“, das wahrlich keinem Historiker, sondern bloss einem Dichter gelingen konnte. Man scheint auch zu übersehen, dass das Figurenkabinett und das farbige Leben in „Wir Narren von gestern“ Dutzenden von heutigen Romanen, die eigentlich keine sind, Geschöpfe und Freilicht ausleihen könnten.

Es war ferner zu lesen, die Abstammung aus einem gebildeten Hause habe Maria Waser den Weg zum einfachen Volke nicht immer leicht gemacht... Und das Buch „Land unter Sternen“? Ist diese Geschichte eines Dorfes nicht mitten im Bernerherzen zu Hause? Nichts ist erklügelt, sondern alles aus der Wirklichkeit gegriffen. Dieses Buch mit seiner Schilderung der Jugendheimat Maria Wasers — sie stammt aus dem damaligen Doktorhaus Krebs in Herzogenbuchsee — hat der Schweiz einen willkommenen Dienst erwiesen. Es zeigt nämlich, dass Bildung nicht ein Monopol auserwählter Kasten, sondern eine allgemein menschliche Angelegenheit ist.

Wenn das Werk Maria Wasers nicht in jene Höhe pfeilte, die dem Geniessenden gleichsam den Atem raubt, so hat das weniger seinen Grund in intellektueller Ueberfrachtung, gegen welche sich schon ihr Frauentum behauptet hätte, als in der Begrenzung des Aesthetischen zugunsten menschlicher Liebenswürdigkeit. Dies wurde mir beinah blitzhaft klar, als ich Maria Waser letzten September zum ersten und zum letzten Mal besuchte. Die kaum Genesene, so hoffte man damals, bot mir zur Erleichterung einer Arbeit eine persönliche Unterredung an. Und im Verlaufe des Besuches erkundigte ich mich naturgemäss auch nach ihrem gesundheitlichen Befinden und — durch ihr leuchtendes Antlitz ermuntert — nach ihren Plänen. Sie sagte mir:

„Der Arzt hat mich vor die Alternative gestellt, mich jeder Inanspruchnahme durch die Mitwelt zu entziehen oder auf mein Leben zu verzichten. So gehöre ich also zum ersten Mal seit dreissig Jahren mir selber und meinen künstlerischen Plänen...“ Zum ersten Mal seit dreissig Jahren! Ich schaute die Frau erschrocken an. Denn die Wahrheit ihrer Worte griff mir ans Herz. Wusste ich doch schon als Studentin um jene Gemeinde von Suchenden und Geplagten, die sich an diese Güte wandten, von der es hiess, sie habe sich gegen keinen Bittenden wehren können.

Und was nimmt der Einsatz redaktioneller Tätigkeit, wie sie Maria Waser an der Zeitschrift „Die Schweiz“ führte, an eigenem produktivem Schaffen weg! „Ich komme mir vor, wie die Grossmutter der heutigen bekannten Grössen, die fast alle als unbekannte junge Namen zuerst von mir gedruckt wurden...“ sagte sie lächelnd, und die beinah sprichwörtliche Unverwelklichkeit ihres Gesichtes machte eine recht anmutige „Grossmutter“ aus ihr. — Das Leben nahm dieser Frau die Feder aus der Hand. Und wenn sie dennoch schrieb, so geschah es dann gleichsam in Pinselstrichen, al fresco, oder sie schrieb, was sie dachte, weil sie sah, dass unserer Zeit die wesentlichen Erkenntnisse abhanden kommen, und ihr Wiederfinden wichtiger sei als das klingende Spiel dichterischer Gestaltung. Es braucht Mut, ein Leben der Schönheit einiger Verse zu opfern. Aber es braucht ebenso viel, aus ihrem Dienst in den der Mitwelt zu treten. Deshalb wird diese Dichterin, die keinen Mythos schuf, wie es ihre reichen Gaben eigentlich gewollt hätten, wahrscheinlich selber in mythische Nähe gelangen. Mit drei Namen ging sie durch dieses Leben: als Lili, wie die Mutter das dritte Mädchen nannte... und in diesem Lili ist alles Zarte, Sensible, Leichtfüssige im Werk der Dichterin vorausgedeutet, die Figur der Anna Waser, des Rehlein, der toscanische Hauch, in welchen die „Wende“ getaucht ist. Als Runggeli — und in diesem Namen atmet Erdduft, ist der Kobold, der kleine Junge, der in der kleinen Maria Waser steckte, das Feuerteufelchen, das temperamentvolle Meiteli, das den bösen Bub, der es wagte, einem vielgeliebten Rotdornstrauch Blüten zu stehlen, mit Steinen strafte, die arme kleine Sünderin, die durchaus nicht einsah, weshalb die verdiente Wunde des Knaben Erbarmen erregte, diejenige des verletzten Rotdorns aber nicht.

Maria aber, dieser Name wurde ihr Schicksal, der Name der ewigen Mittlerin, als die sie uns in „Begegnung am Abend“ das Werk des grossen Arztes Monakow erschloss, den Weg zu Hodler und zu den Griechen wies. Als ihre Mittlerin haben sie alle ihre Schützlinge, literarische und unliterarische in Erinnerung. Und einer der Redner an ihrer Trauerfeier, Prof. Clerc, grüsste sie in der Fraumünsterkirche ohne Uebertreibung als „pleine de grâce“.

Nicht Sappho ist sie verwandt, aber Demeter, und daran hat, sagen wir es mit bescheidenem Stolz, ihre bernische Herkunft einiges mitgeholfen... Und durch die Zeiten wandern wird sie nicht mit dem gewaltigen Brausen dunkler Wortmacht, sondern mit dem unverwelklichen Lächeln der Liebe, von der der Dichter kündet, dass sie die Sonne und die andern Sterne bewege.

Dr. Olga Brand.

Kaiser Augustus

Karl Höhn: Augustus, Verlag L. W. Seidel u. Sohn, Wien.

Tiberius Gracchus, ein wohlmeinender Mann der Nobilität und Volkstribun, wollte eine Reform der sozialen Grundlagen des Staatswesens herbeiführen: durch Begünstigung der freien bürgerlichen Arbeit gegenüber einer übermächtig gewordenen Sklavenwirtschaft auf den Landgütern; namentlich: durch eine Aufteilung von Domaenen. Aber indem die Gegenpartei, die Optimaten, den andern Volkstribunen bestach, so dass er sein Veto gegen die Gracchischen Anträge einlegte, indem er selbst nun, um seine Sache nicht verloren zu geben, den Kollegen durch die Volksversammlung wegwählen liess und damit gegen die verfassungsmässigen Grundlagen des Staatswesens versties, war dieser Führer der Popularen aus einem Reformier zu einem Revolutionär geworden. Er erlag in den nachfolgenden Wirren einem Anschläge der Optimaten. Man zählte das Jahr 133 v. Chr. Mit seinem Tode begann der Bürgerkrieg. Ihn beendete erstmals Caesar durch die Schlacht bei Tapsus im April des Jahres 46 v. Chr., als er das letzte grosse Heer der Republik aus dem Felde schlug.

Noch der Geschichtsschreiber Polybius stand unter dem Eindruck der pflichtbewussten Sachlichkeit, des hohen Gerechtigkeitssinnes, der Selbstbeherrschung, der würdevollen Verkörperung des Römerwesens, die er römische Machthaber zur Schau tragen sah. Er erkannte darin die Merkmale, die ihm Roms Anspruch auf eine Erweiterung seiner Herrschaft vor den übrigen Weltmächten der Zeit zu rechtfertigen schienen. Als aber, fünfzig Jahre später, die Reichtümer der Welt zu Rom in verschwenderischer Fülle sich aufzuhäufen begannen, da ist auch schon die Korruption da, ist das Geld ein Werkzeug der Politik geworden, ist nach einem Wort der Zeit „die Einheit aus dem Staate geschwunden, die Freiheit aufgehoben, die Treue verjagt, die Republik tot“.

Jetzt war das Gemeinwesen von innen her verloren; die Voraussetzung unter der es sich zur Zeit seines Emporkommens so kraftvoll behauptet hatte, existierte nicht mehr: jene freiwillige und verantwortungsfreudige Einordnung jedes einzelnen in die Gemeinschaft, aus der die Unmöglichkeit einer politischen Willkür fließt und das Vertrauen in die öffentliche Ordnung sich von selbst herleitet. Jetzt konnte nur eines noch dem Staate neuen Halt und eine zuverlässige Ordnung verleihen: der Uebergang aller öffentlichen Befugnisse in die Hand eines durch die Gesamtheit anerkannten Einzelnen vom alten Schrot und Korn, damit durch ihn erzwungen werde, was sich von selbst nicht mehr begeben wollte und begeben konnte.

Sulla, ebenso bedeutsam als Führer der Optimaten wie als Menschenkenner, Menschenverächter, Spötter und Feldherr, hatte dieses Neue verwirklicht. Da er jedoch aus eigener Entschliessung von der Macht zurücktrat, um sie dem Senate wiederauszuliefern, für den er ihre Handhaben zugeschnitten hatte, musste nach seinem Tode das grausame Spiel aufs neue begonnen werden. Alle die gewaltigen Blutopfer seiner Feld- und Konstriptionszüge, die vollkommene Verödung des Samniterlandes, aus dem Roms Bürgerschaft sich bislang vorwiegend regenerierte, das und mehr noch war umsonst geschehen.

Die neuen Entscheidungen führte Caesar herbei, ohne Zweifel der ansprechendste unter allen damaligen Kandidaten um die Macht und — wenn Mommsens Darlegungen zu Recht bestehen — der weitaus grösste Staatsmann des Abendlandes.

Umso merkwürdiger berührt den nachdenklichen Betrachter, dass er auf eine Weise dem Mordstahl Verschworener erlag, wie es die Ueberlieferung erzählt. Die Annahme, am Vorabend seines geplanten schon eingeleiteten Feldzuges gegen die Daker und Parther habe ihn die Witterung für seine Umgebung verlassen, ist aus dem Ueberblick über sein Leben fast absurd. Mehr Wahrscheinlichkeit trägt der Gedanke in sich, ihm sei von innen aufgedrängt worden, die bisherigen Erfahrungen und Schulungen in Menschenkenntnis und alle sonst gebotene Vorsicht zu vergessen, ihn habe es unendlich gezogen, nunmehr das Spiel mit dem Spiele selbst zu treiben, ungleich tiefere Gefahr herauszufordern, vielleicht, um sie zu meistern, und vielleicht, um in ihrer Süsse zu erlöschen. In gross angelegten Naturen, solange das menschliche Herz nicht verarb, gibt es nur eine Unerträglichkeit: die des unverbrüchlich sich fortsetzenden persönlichen Erfolges. Wie sonst hätte es geschehen können, dass Caesar „so oft dem Schicksal Paroli bot“, woher sonst „die verwegene Gleichgültigkeit, mit der er wieder und wieder seine Person aufs Spiel setzte“ (Mommsen).

Abermals war das Erreichte vertan, ein neuer Kandidatenwettbewerb um den Besitz der öffentlichen Macht vom Schicksal anberaumt.

Diesmal hiessen die Wettläufer: Gaius Oktavius, Sohn der jüngern Schwester des ermordeten Diktators, gesetzlicher Erbe von zwei Dritteln der Caesarischen Hinterlassenschaft. Ferner: Brutus; Cassius; Antonius:

Lepidus; und Sextus Pompeius. Davon: Brutus und Cassius als Verfechter des republikanischen Gedankens.

Während Caesar selber zuletzt mit Verachtung von der Republik sprach, während ihm die Verwandlung des homo Romanus in einen homo humanus, die Auflösung des Römertums im Griechentum, die Verlegung des politischen Schwerpunktes im Reiche nach dem Osten hin vorgeschwebt haben mag, während er — in einem sehr hohen Sinne! — spielerisch genug von der Welt dachte und von den Möglichkeiten, sie in Atem zu halten, sodass er sich trotz aller römischen Abneigung schliesslich auch noch die Königskrone zugelegt hätte, ging Augustus ebenso zielsicher aber nach Art eines bei weitem gewöhnlicheren Menschen vorsichtiger zu Werke: auf eine Weise, als wäre ihm an einer Wiedererweckung des alten Römertums alles gelegen und nichts so sehr ans Herz gewachsen wie die Wahrung der republikanischen Einrichtungen im Reiche. Mit Betonung: in der Rolle des Erben seines Vorgängers und Adoptivvaters Caesar, divus Julius; ohne Betonung und umso selbstverständlicher im Anspruch: als der von den Geschicken des römischen Volkes zu seinem Führer und Wahrer bestimmte Mann.

Er hat das gründlich, mit vorbildlicher Geduld, Zurückhaltung, Planmässigkeit, scharfem Blick für Menschen, Zustände, ihre Verwendbarkeit und während vierundvierzig Regierungsjahren getan, sodass den Zeitgenossen Gelegenheit gegeben war, sich an das Principat als an einen Dauerzustand zu gewöhnen, um es schliesslich wie ein Alteingesessenes zu akzeptieren.

In dem schönen Buche Augustus von Karl Hönn findet der Leser eine fesselnde, mit imponierender Zuverlässigkeit vorgetragene Biographie dieses ersten römischen Kaisers.

Der beigegefügte Literaturnachweis aus der Antike umfasst alles Wesentliche und Bekannte, der Hinweis auf neuere Publikationen ungefähr 150 Nummern.

Von ihr wird hier weiterhin noch die Rede sein.

Merkwürdig berührt an der Methode des Augustus zur Befestigung seiner Macht der Widerspruch, der sich zwischen jenem Sich-aufspielen als Hüter der republikanischen Tradition und der ungeschminkten Offensichtlichkeit von selbst einstellt, mit der der Imperator die Inthronisierung des Julischen Hauses als der einzig möglichen Dynastie des Reiches betreibt. Wie wenn ihm in einer göttlichen Verflüsterung zugesichert worden wäre, die Grösse der Aufgabe werde in der Aufeinanderfolge der Geschlechter jeden einzelnen Agnaten begnaden. Fast macht es den Eindruck, als bemerkten die damaligen Menschen den Vorgang nicht. Das allgemeine politische Desinteressement mag dahinter stehen und ein geradezu ängstliches Friedensbedürfnis um jeden Preis, wie es die Schrecken eines unaufhörlichen Krieges wachgerufen hatten.

Und eine andere Merkwürdigkeit: Augustus bedient sich bei der Bewältigung seiner Aufgabe vornehmlich zweier Mitarbeiter: des Jugendfreundes Agrippa, einer grossen militärischen und organisatorischen Bega-

bung, des einzigen Seehelden der römischen Ueberlieferung, des zweiten römischen Feldherrn, der mit einem Heere über den Rhein setzt — und für die Innenpolitik, für die diplomatische Stellvertretung und für die Aufsicht über das Schrifttum im Reiche des „*eques Etrusco de sanguine*“ Maecenas, dessen Reliefbild auf der *ara pacis* gefunden wird. Beide Männer haben für den Kaiser das Ausserordentliche geleistet, und vornehmlich ihre Taten halfen Augustus zum Erfolg. Trotzdem wird im kaiserlichen Tatenbericht (*monumentum Ancyranum*) des einen, Maecenas, gar nicht und des andern, Agrippa, nur beiläufig, bei der Aufzählung von Spielen, gedacht. Man kann aus einer gewissen Blickweise finden: der „Stern der Julier“ erlaubt, ja bedingt sogar die kaiserliche Zurückhaltung den treuesten, ergebensten und selbstlosesten Mitarbeitern gegenüber vor der Geschichte. Denn die vom Stern der Julier bestrahlte Vergöttlichung des kaiserlichen Genius bekräftigt die Andersartigkeit der Person des Princeps, an die das gewöhnliche Mass zu legen irrig wäre. Damit stimmt auch Folgendes überein: Mag der ahnenlose Heer- und Flottenmeister selbst zum kaiserlichen Eidam avancieren und ihm im Jahre 13 v. Chr. das Imperium ohne örtliche Begrenzung verliehen werden, so ist doch dieser Auszeichnung kein Gedanke des Kaisers beigemischt, als könnte daraus für Agrippa jemals eine Nachfolge im Principat entstehen. Wie sich bei Gelegenheit einer schweren Erkrankung des Kaisers, die für sein Aufkommen Zweifel übrigliess, in den Massnahmen des Kranken deutlich zeigte. Bemerkenswert da ferner noch: Maecenas, der Förderer aus Passion der Dichtkunst und der Dichter —, wird auch in dieser — wie man denken möchte — persönlichsten Angelegenheit seines Lebens so sehr der kaiserlichen Willensmeinung verpflichtet, dass er, wie Hönn sagt, den Dichtern „gibt, um mehr zu erhalten“. Nämlich: eine poetische Verherrlichung der Taten des Kaisers und der kaiserlichen Familie. Sie dient der politischen Propaganda. Aber der Stern der Julier bricht sein Licht in der Phantasie des Kaisers nicht völlig ohne Toleranz. Hönn zitiert einen Brief des Augustus an Maecenas, durch den der Imperator den Dichter Horaz vom Maecenatischen „Parasitentisch“ an seine „königliche Tafel wegführen“ möchte, damit er den vielbeschäftigten Kaiser beim Briefeschreiben unterstütze. Horaz verweigert das Ansinnen. Die kaiserliche Autorität ringt sich so viel humorigen Geschäftsgeist ab, dass Horaz mit dem *carmen saeculare* und anderem sich von der Sache loskaufen darf.

Des Augustus Begabung trägt demnach — und Hönn legt das auch weiterhin überzeugend dar — nicht die Caesarischen Züge, nicht „die Siegesgewalt der leuchtenden Persönlichkeit, noch das Riesenmass aufbauender Phantasie, weder die königliche Weite noch die Vielseitigkeit des Menschentums“. Aber der erprobte Staatsmann hat sich „aus seiner Gabe der Menschenbeobachtung und Menschengewinnung eine Waffe gemacht, deren er sich mit Meisterschaft bedient und die ihn instand setzt, auch die Strömungen seiner Zeit zu erfassen und in den Dienst seiner Politik zu stellen. So wird er zum Meister des einzelnen und zum Herrn der Masse, ‚der umsichtigste und klügste Fürst‘, wie Sueton ihn nennt...

Dass er Roms weltgeschichtliche Stellung darin sah", fährt Hönn fort, „den Völkern Ordnung und Gesittung zu vermitteln, hat dem Gedächtnis der Augusteischen Zeit auf lange hinaus das Gepräge gegeben... Die Augusteische Verfassung blieb grundlegend für zwei Jahrhunderte... Sein Rat, die Grenzen des Reiches nicht weiter auszudehnen, ist für die Kaiserzeit massgebend geblieben."

Hönn geht nicht zu weit, wenn er hervorhebt, in der Kaiserzeit sei es mit der römischen Volkskraft nicht mehr aufwärts gegangen, denn dazu muss ein Volk sich im tiefsten Innern und gläubig ergriffen fühlen, und damit war es auf römischer Erde für einmal vorbei. Auch hatten sich — gegenüber der besten Zeit der Republik — die sozialen Zustände so verschoben, dass, wie Montesquieu sich ausdrückt, „Rom seine Menschen als Sklaven bekam und sie als Römer weiterschickte". Aber dass auch die Volkswohlfahrt, wirtschaftlich gesehen, in dieser Zeit nur zurückgegangen sei, das lässt sich wenigstens für die Amtszeit wohlgesinnter Regenten und für ruhige Zeiten nicht nachweisen. Mommsen verfielt die Auffassung, diese Fürsten hätten das Gedeihen der vielen vereinigten Nationen länger und vollständiger gehegt als es jemals irgend einer andern Vormacht gelungen sei. Ja, er meint sogar, es sei doch sehr zweifelhaft, wie zu antworten wäre, wenn gefragt würde, ob Gesittung und Völkerglück seit jenen fernen Zeiten vorwärts oder zurück gegangen seien. Und Mommsen starb 1903. Jedoch hinterlässt das Hönn'sche Buch den besten Eindruck durch die Art, wie es hier gelingt, strenge historische und literarische Quellenakribie mit abendländischer Ueberschau und mit moderner Menschenbetrachtung zu vereinigen, sodass sich aus der Vergangenheit ein lebendiges und in seiner bezwingenden Sachlichkeit ein ergreifendes Bild erhebt.

Manche römische Caesaren stehen in der Beurteilung, die ihnen unsere Zeit zukommen lässt, glücklicher da als früher.

So auch Augustus.

Das ergibt sich diesem Kaiser gegenüber aus einer Betrachtung, die sein feierliches Ausharren und Können im Dienste des Gemeinwesens bewundert und über so böartige Dinge wie die Preisgabe des Cicero an Antonius, die Auslieferung des jungen Antonius und des Caesarion an den Henker, die Abschlachtung von dreihundert Senatoren und Rittern nach der Einnahme von Perusia an einem dem divus Julius ad hoc errichteten Altar milde hinweggleitet.

Noch für Friedrich den Grossen bestimmten grade solche Züge die wesentlich andere Gesamteinschätzung.

Die Dreiheit von Princeps, Senat und Heer ist keine organische Weiterbildung der älteren Dreiheit Magistratur, Senat und Volksversammlung. Sie ist der schwer genug zustande gebrachte Notbehelf dem Marasmus des Staats- und Menschengefüges beizuspringen, und wir sehen, dass er zuzeiten so etwas wie ein neues Aufblühen herbeizuführen vermochte. Das Principat als Einrichtung erscheint dabei zunächst wenigstens noch in konstitutioneller Färbung. Kommt es doch vor, dass ein Princeps vom

Senat zum Volksfeinde erklärt wird. Allein wie viel oder wie wenig muss durchdringen und an die Stelle der Konstitution tritt die Despotie. Sie hat das römische Gemeinwesen mehrmals an den Rand des Abgrundes gebracht. Zwei Mal wurde der Versuch unternommen, hier von Grund aus abzuheilen. Das erste Mal durch Vespasian, der im ganzen Reiche die ehrenwertesten Männer zusammensuchte und sie in alle wesentlichen Beamtungen hineinschob. Das zweite Mal durch Diokletian, der das Principat teilte und zeitlich und örtlich begrenzte. Das Absterben des Reiches war dadurch nicht aufzuhalten. Aber es wurde herbeigeführt, dass das aufkommende Christentum genügend Gelegenheit fand, sich des kulturvollen römischen Mutterkuchens zu bemächtigen, ohne dass es das beabsichtigt hätte und sogar ohne dass es mit aller Deutlichkeit darum wusste, bis aus dem Krummstab der Auguren der christlichen Bischöfe geworden war.

„Mich täuscht“, sagt Livius in seiner Vorrede zur römischen Geschichte, „entweder meine Vorliebe für die übernommene Arbeit, oder es war nie ein Staat grösser, ehrwürdiger, an edeln Beispielen reicher; es war nie eine Stadt, in welche sich Habsucht und Verschwendung so spät eingeschlichen hätten; nie eine, in welcher Armut und Sparsamkeit so hoch und so lange geachtet wurden“.

Otto Wirz.

Der rätselhafte Zar

von Maurice Paléologue, Deutsche Ausgabe Paul Neff Verlag Berlin.

Die russische Seele des Zaren Alexander I. war das undurchdringliche Rätsel, das der typisch mediterrane Geist des Korsen Napoleon nicht auflösen konnte; Bonaparte nahm bei Alexander Maske für Wesen und umgekehrt, so liess ihn seine politische Psychologie dem Zaren gegenüber eine Fehlrechnung begehen, welche die entscheidende Ursache seines Untergangs war.

Dies ist knapp ausgedrückt die historische These Paléologues, auf sie hin gruppiert er sein sehr bedeutendes geschichtliches Material und seine glänzenden Reflexionen über politische Psychologie.

Der Unterschied Alexanders und Napoleons besteht darin, dass die russische Seele des ersteren tief religiös, „mystisch“, „neurotisch“, den irdischen Dingen gegenüber meist schwankend und fest nur da ist, wo der Seelengrund berührt wird, dagegen ist der lateinische Geist des anderen „klar“, den Dingen der Realität gegenüber scharf erkennend und fest zugreifend, wobei auch die „Religion“ nur eine besondere Form politischer Ordnung ist; Napoleon findet noch auf St. Helena, dass er „nicht aus der Bahn geworfen ist“ und ergeht sich in politischen Entwürfen, während der siegreiche Alexander immer wieder die Abdankung erwägt und schliesslich auf mysteriöse Art vom Thron der Selbstherrscher verschwindet.

Der Vater Alexanders ist der wahnsinnige Zar Paul I., „das grausame, groteske Monstrum mit dem Totenkopf.“ Die deutsche Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die grosse Katharina II. lässt ihren Enkel Alexander „in völliger Gleichgültigkeit dem Christentum gegenüber erziehen, da die Religion für sie keinen anderen Wert besass, als den, die Menschen in Schach zu halten.“ Der Rationalismus des europäischen Westens wird dem jungen Alexander durch seinen westschweizerischen Erzieher La Harpe, den Katharina — „die Freundin Diderots und Voltaires“ — für ihn bestimmt hatte, in ausgeprägter Form übermittelt. Paléologue findet, La Harpe habe seinen Schüler nur oberflächlich ausgebildet, „habe ihm den Kopf mit abstraktem Wissen, mit menscheitsbeglückenden und philosophischen Ideen vollgepfropft, wirkliches positives Wissen habe er ihm nicht beigebracht“, zustimmend führt er das Urteil einer Freundin Alexanders an, dass diesem „jeder Fonds fehle“. In dieselbe Richtung geht ein Urteil Napoleons, das er Metternich gegenüber äusserte: „man kann nicht geistreicher sein als Kaiser Alexander; aber ich weiss nicht, in seinem Charakter fehlt etwas. Es ist mir unmöglich zu sagen, was.“

Katharina II. erkannte klar genug, dass ihr und ihres russischen Liebhabers Soltykow Sohn Paul zur Ausübung der Herrschaft ungeeignet sei und bestimmte ihren Enkel Alexander als unmittelbaren Thronerben unter Umgehung Pauls. Im November 1796 wirft aber ein Schlaganfall die Kaiserin plötzlich nieder und diesen Augenblick benützt Paul um „seine Hand auf die kaiserliche Erbschaft zu legen und sich zum Zaren ausrufen zu lassen, indessen die Kaiserin noch mit dem Tode rang.“ Nach vier Jahren ausgesprochener Wahnsinnsherrschaft entschliessen sich Generale und Hofbeamte Paul I. zu entthronen. Alexander gibt sein Einverständnis hierzu und verpflichtet die Verschworenen das Leben seines Vaters zu schonen. Das ist aber nach Lage der Sache unmöglich und Paul I. wird von den Soldaten, die in sein Gemach eindringen, in grauenvoller Weise niedergemacht. Dies geschieht in der Nacht des 23. März. 1801. Einer der Mörder, ein Leutnant, sucht Alexander in dessen vom Tatort weit abgelegenen Räumen auf und sagt: „es ist geschehen!“ — „Was?“ — „Der Kaiser ist tot.“ — Hierauf „kleidet sich Alexander hastig an, und empfängt die Verschworenen. Diese dringen auf ihn ein, er solle sich vor den Truppen zeigen und sich von ihnen den Fahneneid schwören lassen.“ Zweimal bricht Alexander in dieser Nacht zusammen, seine Gemahlin Elisabeth tröstet ihn, wie ein Augenzeuge zu berichten weiss. Die Verschworenen gelangen zu hohen Stellungen und bleiben teilweise in der Umgebung des neuen Kaisers. Das Ausland, das die Hintergründe des Ereignisses nicht kennt, entrüstet sich moralisch, so schreibt La Harpe aus der Schweiz, wohin er sich wieder zurückgezogen hat, an seinen ehemaligen Zögling: „Der Mord eines Kaisers in seinem Palast, inmitten seiner Familie kann nicht ungestraft bleiben. Das hiesse die menschlichen und göttlichen Rechte mit Füßen treten und die kaiserliche Würde gefährden. Die Ungeheuerlichkeit, dass in Russland die Königsmörder beständig unbestraft bleiben, oft sogar noch belohnt werden, dass sie um

den Thron herumlungern und jeden Augenblick von neuem ihre Schandtaten begehen können, muss endlich aufhören." —

Paléologue ist nun der Ansicht, dass die Umstände der „Machtergreifung“ in Alexander die tiefe Niedergeschlagenheit erzeugt habe, die ihn durch Sieg und Niederlage hindurch quälte; die Selbstanklagen „bohren sich allmählich in die feinsten Falten seines Gewissens und bohren weiter in der Form einer fixen Idee.“

Als eine Art allumfassender „moralischer“ Rechtfertigung grosser geschichtlicher Ereignisse, die nach Paléologues Ansicht nicht zu einer seelischen Erkrankung ihrer Protagonisten führen sollte, stellt er seinem Buch im Hinblick auf das seelische Leiden Alexanders ein Wort aus Friedrich des Grossen „Totengespräch“ voraus: „Die Staatsstreiche sind keine Verbrechen, und alles, was Ruhm bringt, ist gross... Lassen Sie es sich gesagt sein, Herr Philosoph, wenn man die Welt regiert, darf man kein enges Gewissen haben.“ Man bemerkt hier, dass Moral — und Staatsphilosophie nicht die starke Seite des Historikers und politischen Psychologen Paléologue sind, er ergeht sich zwar in entrüsteten Ausdrücken über den Verrat der Diplomaten Napoleons (Talleyrand und Caulaincourt) an diesem in Erfurt und später, weiss aber aus Tatsache, dass im Jahre 1809 Menschen mit so reicher Erfahrung wie die genannten Diplomaten völlig mit Soldaten, wie den Marschällen Lannes und Berthier, in der Beurteilung des „zunehmenden Grössenwahnsinns Napoleons“ übereinstimmen, keinen Schluss auf eine moralische Berechtigung von deren gegen Napoleons hemmungslosen Expansionsdrang gerichteter Politik zu ziehen. Paléologue erkennt zwar an, dass Napoleons Reich „zu gross“ geworden war, dass es nur mit militärischen Kräften, die Frankreichs Leistungsfähigkeit überstiegen, zusammengehalten werden konnte, aber eben dies sahen auch Napoleons Staatsmänner und Heerführer, und sie müssten nicht Kinder ihres Zeitalters gewesen sein, wenn sie nicht aus ihrer Einsicht die Kraft zu entsprechenden politischen Handlungen gezogen hätten.

Paléologue sieht die mannigfachen Einzelheiten scharf jedoch nicht im Zusammenhang, seine Darstellung hat demzufolge etwas „zerstücktes“ (wie Goethe sagen würde) und das beeinträchtigt auch seine sittlichen Urteile, die um wertvoll zu sein, den Ueberblick eines Ganzen notwendig machen. Letzthin ist somit auch Paléologues Hauptthese, dass Napoleon an dem politisch-psychologischen Irrtum über Alexanders Mentalität gescheitert sei, eine solche „zerstückte“ Betrachtung, denn warum soll sich Napoleon nur bei Alexander geirrt haben, während sich etwa Talleyrand weder bei Napoleon noch bei Alexander wesentlich irrte. Dennoch leuchtet aus dem reichhaltigen Material Paléologues eine Ansicht auf — eine welthistorische Ansicht — nämlich die, dass der stärkste Wille und gesündeste Intellekt an seelischen Urformen scheitern muss, wenn er deren Realität als unreal ansieht; im Ringen zwischen Alexander und Napoleon trafen im besonderen Russentum und mediterraner Geist aufeinander, die Erregung hierüber zitterte noch bis ins zwanzigste

Jahrhundert nach, Dostojewski und Oswald Spengler sind dessen gleicherweise Zeuge.

Die europäische Welt steht im Jahre 1801 beim Regierungsantritt Alexanders im Zeichen Napoleons. Im Mai 1804 lässt sich dieser zum Kaiser der Franzosen ausrufen, kurz vorher liess er unter Verletzung der badischen Neutralität als abschreckendes Exempel gegen die „legitimistischen“ Monarchisten den bourbonischen Herzog von Enghien im Badischen festnehmen und in Vincennes erschiessen. Diese Gewalttat erregt Alexander aufs äusserste. Da das Haus Baden ihm persönlich nahe steht (die Zarin ist eine badische Prinzessin), legt er formell Protest gegen die Verletzung der badischen Grenze durch französische Truppen ein. Als Antwort hierauf lässt Napoleon den Zaren im „Moniteur“ im Stil modernster politischer Journalistik wegen der „Mörder Pauls I.“ angreifen. Der Zar ist tief verletzt, er vergisst dem Korsen diese Beleidigung nie, in der Kaiserproklamation des Korsen, der sich alsbald als Kaiser des Abendlandes, als „Karl der Grosse“ gibt, erblickt der Russe zudem eine Verletzung des damals konstitutiven Prinzips Europas, des Legitimus. So entschliesst er sich schon 1805 zur Teilnahme am europäischen Krieg gegen Napoleon.

Die Schlacht bei Friedland (14. Juni 1807) zwingt den Zaren zum Frieden von Tilsit (7. und 9. Juli 1807). Auf einem Floss des Njemen sehen sich die beiden mächtigsten Herrscher jener Zeit zum ersten Mal. Alexander ist von Napoleon begeistert und letzterer gewinnt den Eindruck den Zaren gegen England und das übrige Europa politisch verwenden zu können. Napoleon begeht nun den Fehler seinen wichtigsten Polizeimann, den General Savary, dem der Ruf, „der Henker des Herzogs von Enghien“ zu sein, vorausging, mit der Petersburger Sondergesandtschaft zu beauftragen; die Folge ist: der Zar begegnet ihm äusserst liebenswürdig, die russische Gesellschaft eisig. Savary wird bald durch den Grafen Caulaincourt ersetzt; aus dessen politischen Angeboten erkennt Alexander alsbald, dass ihn Napoleon nur als Figur in seinem Spiel gegen England benützen und aus Europa abdrängen will. Der Zar ist — anders wie Napoleon — durch seine Diplomaten wie den Grafen Tolstoi, seinen Pariser Botschafter, ausgezeichnet bedient und erhält durch Metternich Einblick in Napoleons Doppelspiel. Metternich gibt den Russen den Rat „es nicht zum Bruch mit Napoleon kommen, aber sich auch nicht von seinen falschen Freundschaftsbeteuerungen gefangen nehmen zu lassen... Tuen wir so, als ob wir die Dupierten wären! so lange wir es nur nicht sind!“ Diese Worte werden bis zum Sturz Napoleons zur Richtlinie der Politik Alexanders. Ein raffiniertes Spiel politischer Täuschungsmanöver hebt nun an, dessen meisterhafte Schilderung man bei Paléologue nachlesen möge. Im Mai 1808 hat Napoleon in Bayonne durch General Savary die spanische Königsfamilie völkerrechtswidrig gefangen setzen lassen. Alexander ist sich nun völlig im Klaren, dass er Napoleon vernichten muss, dennoch fährt er im September 1808 zu dem Fürstentag nach Erfurt, wo jeder der beiden Herrscher den andern auf die liebens-

würdigste Weise zu täuschen sucht. Seiner vertrauten Schwester Katharina schreibt der Zar: „Napoleon hält mich für einen Dummkopf. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ Napoleon ist dagegen bis zum Jahre 1812 der Ansicht, dass der Zar mit seinen diplomatischen Aktionen einem angeschossenen Hasen gleiche, „der eine Ladung Schrot in den Kopf bekommen hat und der nun auf der Flucht einen Haken nach dem andern schlägt, ohne zu wissen, wohin er laufen soll.“ — Paléologue macht glaubhaft, dass der Entschluss Alexanders zum Kampf auf Leben und Tod mit Napoleon von ersterem allein und in voller Verantwortung gefasst wurde. Der Stab der politischen Mitarbeiter des Zaren zu diesem Ziel besteht aus der europäischen politischen Intelligenz, wie dem deutschen Reichsfreiherrn von Stein, dem sardinischen Gesandten in Petersburg Joseph de Maistre, Metternich und Talleyrand, aus den fähigsten Russen und zwei preussischen Strategen, dem General von Phull und dem Obersten von Clausewitz. Von den beiden letzteren übernahm er den Plan eines kampflosen Rückzuges ins Innere Russlands vor dem einrückenden Napoleon. Dieser ungeheure Entschluss setzt eine seelische Grösse und Stärke voraus, wie sie in unseren Tagen erst wieder der Führer Chinas beweisen konnte. Während des russischen Feldzuges erleidet Alexander manche furchtbare seelische Erschütterung, aber er bleibt fest. Ein Volkskrieg im schrecklichsten Sinn des Wortes wütet gegen die „Grande Armée“ Napoleons: gegen alle Regeln der Kriegskunst der gelehrten Generale schlägt der Knüttel des Muschik „in dumpfer Einfalt“ auf die Feinde ein bis sie zerschmettert sind. So schildert Leo Tolstoi und mit ihm Paléologue diesen Krieg.

Nach dem endgültigen Untergang Napoleons, nach der Neuordnung Europas in legitimistischem Sinn ergriff den Zaren eine sich immer mehr steigernde innere Unruhe, immer länger dehnte er seine täglichen Gebete aus, die er kniend verrichtete, sodass sich nach der Aeusserung eines seiner Aerzte „dicke Schwielen auf seinen Schienbeinen bildeten“, in rasenden Fahrten eilte er Sommer wie Winter von einem Ende des Reiches zum andern. Die Regierung überlässt er mehr und mehr dem despotischen Araktschejew, dessen Name in Russland zur Bezeichnung dieser Epoche strengster Polizeiherrschaft gebräuchlich wird. Das Jahr 1824 bringt Alexander Krankheit, den Tod des Kindes der einstigen Geliebten und Polizeimeldungen über das Treiben der Geheimgesellschaften, die revolutionäre Ideen des Westens verbreiten. An diesen Ideen fühlt er sich mitschuldig.

In diesem Jahre verständigt er sich mit seiner Mutter über die Thronfolge; nicht der ältere Bruder Konstantin, der zu sehr dem Vater gleicht, sondern der jüngere Bruder Nikolaus soll den Thron der Selbstherrscher besteigen. Dies geschieht ein Jahr später; im Dezember 1825 wird dieser Bruder als Nikolaus I. russischer Zar. Alexander I. stirbt „offiziell“ am 1. Dezember 1825 in Taganrog, einer kleinen Hafenfestung am Asowischen Meer. Er hatte diesen weltentlegenen Hafen mit seiner Gattin Elisabeth und auffallend wenigen Begleitern einen Monat vorher aufge-

sucht und hat aller Wahrscheinlichkeit nach von diesem sehr selten besuchten Hafen aus Russland auf der Yacht eines englischen Edelmannes verlassen, um den Rest seines Lebens als Mönch oder Einsiedler auf dem Berge Athos oder in Palästina oder in Sibirien zuzubringen. An Stelle seiner wurde eine andere Leiche nach St. Peterburg überführt, aber Zar Nikolaus I. liess nur einen leeren Sarg als Ehrenmal für den verschollenen Bruder beisetzen. Die Zarin Elisabeth starb wenige Monate nach dem geheimnisvollen Ereignis von Taganrog an ihrem Lungen- und Herzleiden; so verstummte die wichtigste Mitwiserin des „Geheimnisses von Taganrog“, um das sich Legenden spannen und das die wissenschaftliche Forschung zwar aufhellen aber nicht restlos klären konnte: die grosse russische Seele Alexanders ist nach dem Worte Puschkins „ein unlösbares Rätsel bis über das Grab hinaus“ geblieben.

Paul Schmitt.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60
